Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 15 (1911)

Artikel: Bescheidene Sommerfrische [Schluss]
Autor: Kronenberg, Ignaz
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-574874

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 17.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

der Gedanke durch den Kopf: Wenn nur nichts passiert, solange wir unterwegs sind! Länger als vierundzwanzig Stunden bleibe ich um keinen Preis von All' Acqua weg!

In der Nacht weckte mich der Führer. Ich erschrak, obwohl ich ja mit der Abmachung eingeschlafen war, um ein Uhr von Forni aus dem Schlummer gestupft zu werden. Mit einem Kopf voll Schlaf und Traum starrte ich auf. So, jetzt ist Theodor gestorben, sagte ich blitzschnell zu mir. Da fliegt die Depesche den Berg herauf. Oder er selber klopft und schreit, sein erlöster Geist: Walter, leb' wohl! Herrgott, was rauscht denn so furchtbar und braust und lärmt? Er weiß, ich bin in einer Alphütte. So lagen wir oft beisammen im Heu. Und so toste es um die Balken. Jetzt will er mir ein Zeichen geben, daß er endlich auch aus dem elenden Bett befreit sei, daß er sich auch wieder in die Höhen aufschwingen könne mit seiner alten, wilden, brausenden Berglerseele. Wie sie rief und stürmte da draußen!

Aber die melodische Stimme des Tessiners und das kecke Laternchen, womit er mir ins Gesicht zündete, weckten mich nun vollständig.

„Man kann nicht aufs Horn! Der Westwind geht abscheulich, und die Berge sind voll Gewölk, Signore!"

„Gut, dann schlafen wir weiter," sagte ich und entdeckte mit Befriedigung, daß Ernst neben mir im tiefsten Knabenschlummer verharrte und langsame, langsame Atemzüge durch seine dünnen Nasenflügel ein- und ausstieß. Welch ein gesunder Kerl!

Am Morgen entschüttete der tiefe graue Himmel einen sündlich dichten Regen aufs Hüttendach. Es prasselte und knatterte über uns wie ein überirdischer feiner Pistolenschießet aus unzähligen Läufen. Und eine winterliche Kälte schlich durch die Wände und Kleider bis hart an unsere zitternde Seele. Wir kauerten uns ums Herdfeuer und horchten dem verquetschten und verwüsteten Italienisch zu, das ein paar Tessiner redeten, wo tütsch tutti und inggö oggi heißt. Dazwischen erklang die seltsam verbröckelte deutsche Sprache der sieben Tosadörfer. Aber das wurde langweilig, und wir stiegen wieder ins Heu und vergruben uns dort wie Vögel ins Nest und erzählten einander kleine Späße und Geschichten. Aber mir fielen alle Erzählungen immer tiefer in Schatten. Immer düsterer wurde mein Kram. Histörchen, wie ich sie in den Ilgisserbergen von den Käsern, Melkern und am kräftigsten von Theodor gehört hatte, folgten sich wie Krähen, von Geisterspuk, vom Künden und Türklopfen der Toten, von den armen Seelen, die nirgends Ruhe finden können, und so weiter.

„Noch mehr!" bat Mimeli und klebte sich noch inniger an Ernsts frechgrüne Lodenjacke. Seine Stimme zitterte.

„Noch mehr!" heischte auch Ernst, und dieser Ton war rauh und ungläubig. Hochmütig ließ er dann die Unterlippe hängen und sah zur finstern Bodenluke, wo man aus der Küche auf einem Leiterchen heraufkommt und wo auch die Spukgeister, wenn sie uns zupfen und quälen wollen, heraufklappern, mit so heillos ungenierten Augen, als ob er es mit einer ganzen Leiter voll junger und alter Teufel aufnehmen wollte. Mögen sie nur schön hintereinander heraufklettern . . . (Fortsetzung folgt).

Bescheidene Sommerfrische.

Nachdruck (ohne Quellenangabe) verboten.

Plauderei von Ignaz Kronenberg, Meierskappel.

(Schluß).

Es ist wirklich ein weiter Weg von der Trübseealp auf die Engstlen- und von da auf die Tannenalp bis zur Frutt, und was das Dümmste ist an der ganzen Geschichte: es ließe sich so leicht ändern. Würde man vom Jochpaß aus einen Alpenweg primitivster Natur um den Graustock herum anlegen, so wäre der Weg um wenigstens eine Stunde kürzer. Die Bergler machen es längst so. Aber als ich einem vom Plan eines solchen Weges redete, da machte er ein überaus kluges Gesicht und meinte: „Ja, was würde dann der Hotelier auf Engstlen dazu sagen?" Da haben wir ja unser ganzes Elend in den Bergen drin! Nicht auf den Wanderer, nicht auf den abgeschundenen, müden Fußgänger nimmt man Rücksicht: Die Wege müssen partout dorthin, wo die Wirtshäuser stehen! Das ist nicht nur in den Bergen so, ich kenne Gegenden im Tale, wo fast jeder Gemeindeschreiber und Zivilstandsbeamte eine Wirtschaft hat, damit die Gemeindeväter bei ihren Sitzungen nicht aus der Uebung kommen und damit die jungen Pärchen ihren Bund fürs Leben gleich bei einem Glase Roten besiegeln können. Ich kenne Gemeinden, wo man dem ausdrücklichen Wortlaut des Gesetzes Hohn spricht und alle Gemeindeversammlungen ins Wirtshaus beruft. Wir hätten immer noch einen Jeremias Gotthelf nötig, die Wirtshauspolitik lastet immer noch schwer auf dem Volk!

„Stern an Stern erwachte", als wir der Frutt zuschritten. Schon weit in der Tannenalp hinten glitzerten uns die Lichter der beiden Hotel entgegen, und für uns lag nun die Wahl einfach so: Welches von beiden ist das nähere? Wir kamen darauf, daß es das obere sei, und steuerten an der Kapelle vorbei dem Hotel Frutt zu. Eine freundliche Frau fragte uns nach unsern Wünschen, die sich vorerst auf Unterkunft und Toilette konzentrierten. Aber das letzte Zimmer war schon in Beschlag genommen worden von einem Herrn, der sich dann zu unserm Glück entschloß, uns das Zimmer mit zwei Betten abzutreten und sich im Büreau des Hotels einzunisten. Unser Zimmer war aber nicht im Hotel selbst, sondern in einem Bau, der den stolzen Namen Dependance führt, aber viel richtiger als „Hotel Grunz" benamst würde, alldieweil im Parterre eine beträchtliche Anzahl Grunzer gratis die Ohren und die Nase mit Genüssen besonderer Art bedenken, während in der Belletage die müden Wanderer schlafen „sollten". Dafür kostet in der Hochsaison das Bett ja „nur" drei Franken, und das Bett war gut, das muß ich sagen, und geschlafen hab' ich trotz allem wie ein Dachs. Nicht so mein lieber Gespan, der sich bitter beklagte über gewisse ganz unnötige Nasaltöne, mit denen ich mir den Schlaf versüßt, ihm aber geraubt habe. Ich habe ganz zerknirscht Besserung versprochen; es fragt sich aber sehr, ob mein lieber Toni es riskieren wird, sich wieder einmal Gelegenheit zu verschaffen, mich — schlafen zu hören.

Ein herrlicher Morgen tagte. Und wo ist „schöner, wenn's schön ist, spazieren zu gehen", als auf der Frutt! Es ist ein ganz

Glasgemälde der Kirche von Gindelbank vor der Zerstörung Abb. 1.
Stiftung des Standes Bern: St. Vincenz, gemalt von Hans Funk, Bern (gegen 1470—1539).

einzig schönes Hochtälchen mit freundlichem See, umkränzt von mächtigen Felshäuptern mit reißenden Bergbächen und Wasserfällen, interessanten Mineralien, Formationen (Karrenfels) und reicher Blumenflora. Es wäre aber jammerschade gewesen um den herrlichen Morgen, wenn wir ihn mit Spazieren vertändelt hätten. „Drum auf, mein lieber Toni, wir wollen auf den Hohen-Stollen! Wir kommen heut immer noch heim!" Der machte vorerst ein etwas verwundertes Gesicht, das indes bald in freudige Zustimmung überging. Ein Mann, der uns begegnete, meinte, es gehe nicht gut, mit En-tout-cas auf den Hohenstollen zu gehen, namentlich über das berüchtigte „Weitries". Und gerade dort hinauf wollten wir. Sogleich holte der Mann in seiner Wohnung Bergstöcke, und wir waren wirklich froh darüber, als wir durch jenen verdammt steilen Krachen mit dem rütschigen Getrieb hinaufkamen. Vor uns sahen wir zwei, drei Partien, die wir zum Teil überholten. Besonders ein Herr mit einer Dame hatte bedeutende Schwierigkeiten, bis er sie durch jenen Hohlweg hinaufbugsiert hatte. Einmal glaubte ich, es gebe ein Unglück. Sie war zu Fall gekommen, und ein markerschütternder Schrei (wir Luzerner sagen: Göiß!) tönte an den Felswänden wieder. Nachher habe ich ihr das in meiner Unpoliertheit vorgehalten, und sie wäre vielleicht ungehalten worden über mich, wenn sie nicht noch rechtzeitig in meine lachenden Augen geblickt hätte.

Sobald man aber einmal jene ungemütliche Halde hinter sich hat, so ist man auch schon reichlich entschädigt für alle Mühe und Anstrengung. Wie mit einem Schlag tut sich der Blick auf, hinein in die Wunderwelt der Berneralpen. Noch gibt's eine halbe Stunde Steigens, vorbei an seltsamen Erosionsgebilden, von denen eines täuschend ähnlich einer gewaltigen Burg gleicht mit Fensteröffnungen und Mauergesimsen. Dann noch ein letztes bequemes Stück über Grasboden, und dann möchte man mit einem Jauchzer aufhüpfen und seine Freude über die Schönheit der Welt dem Schöpfer all dieser Wunder entgegenrufen, daß es klingen sollte von einem Pol zum andern und ein Echo wecke in jeglichem Herzen. Droben hatte es gegen zwanzig Personen, meistens Berner, auch einen Photographen, der farbige Aufnahmen machen wollte. Er erklärte, den Himmel und die Berge noch nie effektvoller für solche Aufnahmen getroffen zu haben, und suchte uns einigermaßen sein Verfahren zu erklären. Es handelt sich um Farbenfiltration mit je einer grünen, gelben und roten Platte, von denen eine, wie er sagte, etwa dreißig Franken koste; ein Bild — nämlich die Kombination der drei Platten — würde unter hundert Franken nicht zu haben sein. Er mache die Aufnahme nur zur Herstellung ganz feiner farbiger Ansichtskarten. Ein Blick in die Camera überzeugte mich davon, wie herrlich das Bild von Eiger, Mönch, Jungfrau, Ritzlihorn, Finsteraarhorn, Well- und Wetterhorn — die andern gebe ich gratis drein — werden müsse. Er wird die östliche Kette mit dem Titlis als Mittelpunkt wohl auch noch genommen haben. Denn gerade dorthin ist der Blick wunderbar. Da ist's ja gerade, als sei man auf Muottas-Muraigl und schaue über die St. Moritzer Seen und Berge hinweg. Und was diese kleinen Seen, Melchsee, Tannenalpsee und Engstlensee, die von da herab in einer Linie liegen, was die für eine Leuchtkraft haben! Sie wetteifern darin mit den Gletschern. Hatte gestern schon mein mit Kennerblick die Gegend messender Gespan da und dort auf hübsche malerische Partien hingewiesen — hier schwamm er im Entzücken, und mir ging es nicht anders, bis die Zeit zum Abschied drängte. Da schloß sich uns ein Zürcher Herr an, der uns einen nicht unwichtigen Dienst erwies, indem er uns den Rückweg am Blausee vorbei zeigte. Auf manchen Karten ist er unrichtig auf der Melchseeseite angegeben, während er doch nordwestlich von der Frutt unterhalb des sogenannten „Abgschütz" liegt. Der See ist nicht größer als ein eben rechter Weiher; aber eine Farbe, ein tiefleuchtendes Blau liegt darin, daß du meinst, ein beseeltes Riesenauge wolle dich hier um das Rätsel des Lebens fragen. Die wenigen Schritte Umweg, die es beim Abstieg braucht, um diesen See zu sehen, sollte niemand versäumen...

Nun wären wir eigentlich mit unserer bescheidenen Sommerfrische schon im reinen, wenn nicht der liebe Herr aus Zürich mich zu allerlei Gesprächen über Literatur und alte Bücher verleitet hätte. So kam es aus, daß auch etwas von mir in der „Schweiz" stehe; da wolle er jetzt genau aufpassen, meinte er, wenn wieder einmal etwas komme. „Passen Sie auf," sagte ich, „Sie könnten am Ende dann auch noch drin stehen!" „O, wenn ich dabei keine schlimmern Erfahrungen mache als heute," versetzte er galant, „so wird's mir nicht schlimm ergehen!"

Nach dem Mittagessen — gut und reichlich, diesmal im untern Hotel — gab uns der Herr ein Stück Wegs noch das Geleite. Dann aber war ich wieder längere Zeit im Abwärtsgehen ganz Ohr für das, was mein Begleiter über „bescheidene Sommerfrischen" erzählte, und zwar aus eigener Anschauung. Da saß er in einer berühmten Fremdenstadt im Restaurant. Ein deutscher Herr mit seiner Gemahlin und einer blühenden lieblichen Tochter treten herein. Sie bestellen zusammen ein Glas Bier. Zuerst nimmt der Herr einen Schluck, dann nippt auch die Gemahlin daran, und schließlich setzt das Mädchen das Glas an den Mund, und — es macht ja warm, und die jugendliche Lust am erfrischenden Trank nimmt überhand — wie sie das Glas abstellt, so ist nur wenig mehr drin. Mit entsetzten Augen sieht es die Mama, mit drohend zornigen Blicken

sieht es der Papa, und mit Schrecken und Verzweiflung sieht es die Tochter, was sie für ein Unglück angerichtet hat. Sie nimmt das Köpfchen in beide Hände und weint ... Sommerfrische!

Ein anderes Bild. Einige deutsche Damen kommen in das Restaurant. Die Sprecherin kommt ans Büffett und fragt, was eine Tasse Kaffee koste. Nachdem sie Aufschluß erhalten, verlangt sie, man solle ihr die Tasse zeigen. Man zeigt ihr eine Tasse von ganz anständiger Größe. Die Damen betrachten sie genau und geben darauf den Bescheid, diese Tasse sei zu klein für den verlangten Preis. Fort sind sie. Sommerfrische!

Rührend war es, was er, der jetzt gut situierte Mann, mir aus seiner Studienzeit erzählte. Wie kam er darauf? Durch einen Nagel, der aus der Kleiderkiste einer Institutstochter hervorlugte und ihm ein Loch in die Hosen riß. Wir hatten nur noch sehr beschränkte Gelegenheit zum Fahren bekommen in Melchtal: ich mußte zum Kutscher, und Toni setzte sich auf die Kisten, die zur Station geführt wurden. Von der Armseligkeit jener Kleiderkiste schloß er darauf, daß da jedenfalls ein wenig begüterter Vater eine größere Auslage nicht scheue, um seiner Tochter eine bessere Ausbildung zu geben. Respekt! So sei es auch bei ihm gewesen, und als die Studentenschar einen größern Ausflug machte, da seien seine Kleider so schlecht gewesen, daß keiner habe mit ihm gehen wollen, und ein Student aus seiner Ortschaft habe nachher heimgeschrieben, der Toni sei dahergekommen wie ein Handwerksbursche. Und als er sich so verlassen sah, da habe ihm das furchtbar weh getan. Was wollte er noch bei den andern? Er verbarg sich hinter einen Busch, warf sich auf den Boden und weinte. Ein mitleidiges Herz mußte es aber doch bemerkt haben. Einer der ältern Studenten kam, suchte ihn zu trösten, nahm ihn zu sich und blieb ostentativ an seiner Seite, um den andern eine Lehre zu geben. Sommerfrische!

Ja, ja, ich kann mich nicht so ganz auflassen mit der Bescheidenheit meiner Sommerfrische! Was die Dauer anbelangt, vielleicht schon noch. Aber die Qualität! Von der muß ich schon sagen: Sie war prima! Das fühlte ich erst recht, als ich wieder die Gluthitze der Niederung atmete im Sommer 1911!

Die zerstörten Glasgemälde der Kirche von Hindelbank.

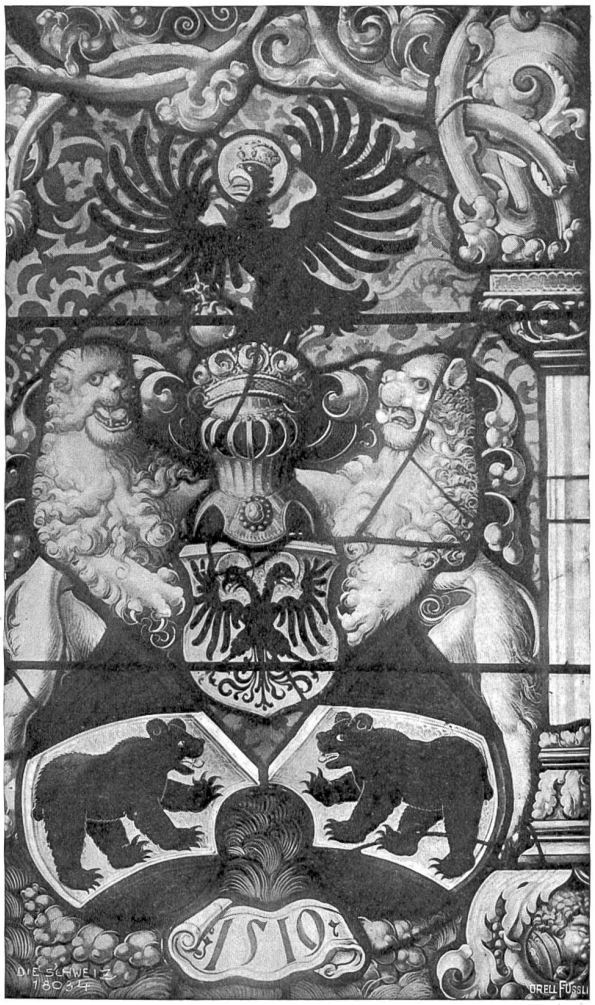
Mit einer Kunstbeilage und acht Textbildern nach photographischen Aufnahmen in der Photographiensammlung des Schweiz. Landesmuseums in Zürich.

Manch einfaches bernisches Dorfkirchlein erfreut sich noch eines Schmuckes alter Glasmalereien in seinen Fenstern, der dem schlichten Raum eine eindrucksvollere Weihe früherer Heimatkunst verleiht, als es spätere Innendekorationen mit einem weit größern Aufwand von Form und Farbe zu erstreben suchten. Es berührt darum schmerzlich, wenn einzelne dieser ehrwürdigen Bauten, um den Bedürfnissen einer neuen Zeit zu entsprechen, erweitert werden müssen, noch schmerzlicher aber, wenn sie einer Brandkatastrophe zum Opfer fallen, wie die Kirche von Hindelbank am 21. Juli 1911.

Wer vom Eisenbahnzug aus den malerischen Kirchturm von Hindelbank im grünen Talgrunde über die Häuserfirsten hinausragen sah, der freute sich wohl an seiner bodenständigen Konstruktion, ahnte aber nicht, daß das sich ihm anschmiegende Dorfkirchlein als eine Art Mausoleum eines der hervorragendsten alten Bernergeschlechter mit Kunstwerken geschmückt war, wie man sie nicht häufig auf dem Lande antrifft.

Nach den frühesten Nachrichten, die bis ins vierzehnte Jahrhundert zurückdatieren, besaß den Kirchensatz zu Hindelbank die Familie Münzer gleichzeitig mit der Herrschaft. Im Jahre 1506 ging ersterer an Rudolf von Scharnachthal über, und die Herrschaft wurde geteilt — doch nur für kurze Zeit; denn im Jahr 1512 vereinigte Hans von Erlach das getrennte Besitztum wieder in seiner Hand. Als Sohn des Schultheißen Rudolf von Erlach im Jahre 1474 geboren, wurde er schon mit 32 Jahren Mitglied des Rats und 1519 Schultheiß. Sein Vater hatte in zweiter Ehe die Witwe des Ritters Hans Friedrich von Mülinen geheiratet, deren Kinder er gemeinsam mit den seinigen erzog und von denen er die Stieftochter Magdalena seinem Sohne zur Gemahlin gab. Hans von Erlach war nicht nur einer der reichsten, sondern auch einer der kunstsinnigsten Patrizier des alten Bern. Als Herr zu Jegenstorf hatte er schon seit dem Jahre 1515 zu den wenigen in dem Dorfkirchlein vorhandenen Glasgemälden teils selbst neue gestiftet, teils mächtige Gönner zu der Schenkung solcher veranlaßt, worunter die Gaben der Städte Bern und Basel als Arbeiten des Glasmalers Hans Sterr von Bern zu den hervorragendsten Werken der Glasmalerei zählen, die in unserem Lande aus dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts erhalten blieben. Doch stand diesen seine eigene Stiftung, darstellend die Heiligen Johannes und Jacobus mit seinem und seiner Gemahlin Wappen, wenig nach. Heute sind die Originale im Historischen Museum in Bern untergebracht, während sich die Kirche selbst mit einer Kopie begnügen muß.

Obgleich Hans von Erlach in Hindelbank nicht Kollator der Kirche war, so scheint er sich doch auch dieses Gotteshauses besonders angenommen zu haben. Denn eine Eintragung in der Seckelmeisterrechnung des Standes Bern vom Jahr 1518, wonach der Rat „dem von Erlach an sin Buw 25 Pfund zur stür" gab, kann sich wohl nur auf den Umbau dieses Kirchleins be-



Glasgemälde der Kirche von Hindelbank vor der Zerstörung Abb. 2.
Stiftung des Standes Bern: Standeswappen von Bern (1519), gemalt von Hans Funk, Bern (gegen 1470—1539).